

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 29 (1925-1926)
Heft: 1

Artikel: Das Gewitter
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661570>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Gewitter.

Erzählung von Ernst Schmamm.

Oberbühl und Bachgaden sind zwei stattliche Heimwesen auf der Höhe eines breiten Hügelrückens. Sie stoßen auf weite Strecken zusammen und sind das schönste Abbild friedlichen Einvernehmens. Die Bauern kamen auch immer gut miteinander aus. Wenn einer eine Hilfe brauchte, war der andere gerne zur Hand, und so vergingen die Jahre, ohne daß eine ernstliche Trübung das einträchtigliche Verhältnis gestört hätte.

Da schien es unverhofft, als verstanden sich die Nachbarn nicht mehr. Es kam ein trockener Sommer. In den Matten taten sich breite Risse auf. Von der Sonnenglut versengt, dürr und rot, harrten die Wiesen ungeduldig auf eine Abkühlung. Es hatte schon wochenlang nicht mehr geregnet, und man fragte sich, ob es überhaupt je wieder regnen könne. Wenn gegen Abend einmal ein Wölklein aufstieg, verflüchtigte es sich bald wieder und verhauchte im blauen Himmel. Wo immer in durchschnittlichen Zeiten ein Wässerlein geronnen war, versiegte es, und hart und trocken lag das Bett da.

Sämi Welti, der Bauer auf dem Bachgaden und Hannes Hauser auf Oberbühl besaßen eine gemeinsame Quelle und sammelten das reichliche Wasser, das sie lieferte, in einer großen Brunnenstube, die auf einer Anhöhe über den beiden Gütern lag. Hier wurde durch eine kluge Einrichtung dafür gesorgt, daß jedem Heimwesen sein Anteil in gerechter Verteilung zufließt.

Nun begab es sich, daß in dieser eingebrochenen Trockenheit die gemeinsame Quelle zu versiegen drohte. Nur noch spärlich tröpfelte es aus dem Grunde, und in der Brunnenstube, in der es sonst fröhlich gurgelte und plauderte, war es fast totenstill geworden. Es war eine große Not und Aufregung. Die Frauen klagten, sie hätten kein Wasser mehr zum Kochen, und die Bauern schimpften, weil der Tränketrog leer stand. Da war guter Rat teuer. Es gab nichts anderes, als mit jedem Tropfen mehr als sparsam umzugehen. Man besann sich zweimal, eh' man den Hahn drehte. Auf beiden Seiten fand man sich nur schwer in diese einengenden Maßnahmen.

Eines Tages ging Frau Hauser im Oberbühl in die Küche und wollte eine Pfanne mit

Wasser füllen. Es war Zeit, das Mittagessen zu rüsten. Aber kein Tröpflein floß aus der Röhre. Sie rief ihrem Mann und klagte ihm ihre Verlegenheit.

„Sonderbar“, sagte er, „gestern ist doch noch ein bißchen gelaufen.“ Er schaute nach dem Bachgaden hinüber und fragte: „Hat etwa der Sämi alles Wasser für seine Rühle gebraucht? Ich wollte es ihm nicht raten! Es ist mir allerdings schon aufgefallen, daß er sich nicht immer an unsere Abmachungen hält. Wenn er Wasser will, dreht er halt den Hahnen und kümmert sich nicht darum, ob wir zu kurz kommen. Es ist, mein' ich, Zeit, daß ich einmal deutlich und gründlich mit ihm rede. Jetzt hätte ich gerade einen freien Augenblick.“

Gleich so, wie er war, ohne Rock und Weste, ging er hinüber, und seine Frau schaute ihm nach: „Sag' es ihm nur, daß ich feinetwegen nicht einmal mehr eine Suppe machen kann!“

Drüben im Bachgaden wurde Hannes freundlich aufgenommen. Wie er aber mit seinem Anliegen herausrückte, wurde die Unterhaltung gar bald sehr ungemütlich. Was er sich eigentlich vorstelle, brauste der Sämi auf, er habe sich bis jetzt immer getreulich an alles gehalten, so, wie sie es miteinander ausgemacht hätten. Dagegen, wenn er ganz offen reden wolle, habe er schon mehr als einmal den Eindruck gehabt, man geude im Oberbühl mit dem Wasser, und sie würden tagtäglich in Haus und Stall benachteiligt.

Damit war der Funke der Zwietracht zwischen die beiden Bauern gefallen. Ein Wort gab das andere, und jedes tönte etwas lauter und aufgeregter als das vorhergehende, so daß ein feindseliges Wortgefecht entstand.

Mit dem Frieden war es von nun an vorbei. Man wünschte sich keinen guten Tag mehr und ging sich aus dem Weg, so oft man konnte. Wo sich aber Gelegenheit bot, dem Nachbar im Versteckten einen Streich zu spielen, packte man sie tüchtig beim Schopf.

Das waren sehr unfrohe Zeiten. Ja, sie waren seit Menschengedenken hier oben nie so ungemütlich gewesen.

Die Nachteile und traurigen Folgen dieses Zwistes wurden von niemandem schmerzlicher empfunden als von den Kindern der zunächst Beteiligten. Auf dem Oberbühl hatten sie

einen einzigen Buben, und der hieß Siegfried. Die Eltern nannten ihn nur den Sigi. Im Bachgaden war die kleine Mena, oder auch das Meneli, wie es meist gerufen wurde. Die Kinder waren ungefähr gleichen Alters und bildeten ein unzertrennliches Pärchen. Die beiden Heimwesen lagen etwa eine halbe Stunde über dem Dorfe Gischental. In Gischental standen die Kirche und das Schulhaus. Gischental besaß auch eine Bahnstation.

Die beiden Kinder hatten keine andern Gespielen. So steckten sie denn jahraus jahrein, vom frühen Morgen bis in die Nacht, beisammen. Sie tummelten sich meist im Freien und blieben nur in der Stube, wenn draußen ein langer und dichter Regen niederging, oder wenn ein kalter Wind in ein winterliches Schneegestöber fuhr. Ein jeder Tag war für sie ein Fest. Denn sie fanden immer neue Kurzweil. Wenn einmal eines am Morgen sich nicht zeigte, war das andere unglücklich. Es wußte nicht, was es so allein anfangen sollte. Zusammen aber heckten sie allerlei Pläne aus, und sie waren hierin sehr erfindertisch. Im Frühling sprangen sie miteinander in die Wiesen und pflückten große Sträuße. Wenn eines eine besonders schöne und große Blume gefunden hatte, schloß es sie nicht in sein eigenes Händchen, nein, es brachte sie seinem Gespielen, und dieses jubelte laut auf und suchte um so eifriger, sich auch mit einer doppelt schönen Gegengabe bedanken zu können. Im Sommer fuhren sie auf dem gleichen Heufuder heimwärts und sangen und jubelten dazu nach Herzenslust. Der Ferdi knallte mit der Geißel dazu, daß es eine Freude war. Der Ferdi war der bereits erwachsene Bruder Menelis. Er war die Hauptstütze seines Vaters Sämi und ein strammer und fröhlicher Bursche. Er war ein ausgesprochener Freund der Kinder und konnte es nicht leiden, wenn die Kleinen nicht um ihn waren.

Im Herbst hüteten Meneli und Sigi zusammen das Vieh. Sie suchten Holz zu einem Feuer und brieten Kartoffeln darin. O, das waren jemeilen herrliche Zeiten, wenn die Herdenglocken rundum läuteten und die Äpfel und Birnen reif waren! Der Winter behielt ihnen immer einen Extraspaz auf. Denn da schlitteten sie miteinander einen steilen Rain hinunter und hatten die größte Freude, wenn sie in den hohen Schnee purzelten. Oder sie zogen

zusammen nach dem Froschweiher und übten kühne Schlittschuhkünste.

Es gab ein paar Plätze, zu denen sie stets wieder zurückkehrten. Das war einmal die Brunnenstube. Da öffneten sie den Deckel und guckten in das Wasser, in dem allerlei seltsames Kleingetier herumschwamm. In einem Nebenbassin tummelten sich nicht selten Forellen, die die Väter der Kinder hier eingefetzt hatten. Oft guckten sie einfach von hier oben ins Tal hinunter, erzählten einander Geschichten und machten große Pläne auf die kommenden Tage.

Am allerliebsten aber verkurzweilten sich die beiden unten am Fluß. Nicht weit vom Oberbühl wie vom Bachgaden floß die „wilde Gischä“ vorbei. „Wild“ hieß sie nicht mit Unrecht. Denn ein-, zweimal im Sommer wurde sie übermütig, sie überbordete und konnte sogar gefährlich werden. Es brauchte nur in den Bergen ein Platzregen zu fallen oder ein Wolkenbruch niederzugehen, tobte und rollte sie mit Geschieße daher, sie brachte Steine, große Blöcke und nicht selten ganze Baumstämme. Hochauf schäumten ihre Wasser. Diese gischenden Schaumkämme haben ihr auch den Namen gegeben. Als „wilde Gischä“ kennt sie alles Volk.

Ihr Bett zog eine leicht geschlängelte Linie zwischen bewaldeten Hängen. Unweit der beiden Höfe schuf sie sich eine lustige Abwechslung. Sie teilte sich in zwei Arme und bildete in der Mitte ein langgezogenes Inselchen. Hier gab es Gebüsch und große Steinblöcke. Auch ein paar Tannen und Buchen hatten sich hier angesiedelt und spendeten wohligen Schatten. An einem sonnigen Plätzchen reiften auch, wenn die Zeit erfüllt war, viel süße Erdbeeren.

Dieses Inselchen besonders war der Lieblingsaufenthalt der Kinder. Ganze Tage verbrachten sie hier und fühlten sich als Herren in ihrem kleinen Reich, das sie eifersüchtig vor fremden Eindringlingen hüteten.

Es war keine Kunst, hierher zu gelangen. Meist kamen sie trockenen Fußes an ihr Ziel. Sie hüpfen über ein paar aus dem Wasser guckende Steine und hatten eine mächtige Freude, wenn sie einmal einen gewagten Hupf getan hatten. Stiegen die Wasser aber höher, entledigten sie sich der Strümpfe und wateten fröhlich hindurch.

Die Eltern sahen es nicht gerne, wenn sie aufs Inselchen gingen. Sie hatten es ihnen schon zu wiederholten Malen untersagt. Denn sie wollten sie unter ihren Augen behalten.

Aber nach einiger Zeit sprach man nicht mehr davon, und die Kinder hofften, das Verbot sei in Vergessenheit geraten. Sie suchten ihr Lieblingsplätzchen wieder auf und genossen die Nachmittage darauf um so mehr, als diese nun den Reiz von verbotenen Früchten hatten und deshalb doppelt begehrenswert und köstlich waren.

Aber nun schien alle Fröhlichkeit ein Ende zu haben. Ihre Eltern waren uneins. Sie wichen einander aus und verlangten auch von ihren Kindern, daß jedes seine eigenen Wege ging. Die Kleinen konnten es kaum begreifen. Sie hatten ja Frieden und taten einander nichts zu Leide. Und wenn sie einmal verschiedener Meinung waren und gekränkt sich voneinander abwandten, der Zwist dauerte nie lange. Am folgenden Morgen war der Hader vergessen, und jedes war froh, wenn es das andere wieder an einem Zipfelchen entdeckte. Es wurde Versöhnung gefeiert, und gleich darauf wurde eifrig beraten, wie der Tag möglichst kurzweilig verbracht werden könnte.

Dieses Leben war nun in Brüche gegangen. Diesmal ließen die Eltern an ihren Geboten und Verboten nicht markten. Jeden Morgen schärften sie ihren Kindern ein, daheim im eigenen Garten, auf dem eigenen Hof, in der eigenen Scheune und auf den eigenen Wiesen zu bleiben. Tag für Tag ereignete es sich, daß die Kinder einander sehnsüchtig suchten, einander verstohlen aus der Ferne zu winkten und Zeichen der Verständigung gaben. Wehe ihnen, wenn die Eltern es entdeckten! Der Vater oder die Mutter holte sie hinweg und zog sie energisch mit fort. Dann wurden sie für einige Zeit in die Stube gesperrt und konnten durch die Scheiben mit verweinten Augen nach dem blauen Himmel gucken, hinauf nach der Brunnenstube oder hinunter ins Tal, wo die „wilde Gifcha“ ihres Weges zog.

Etliche Wochen waren vergangen. Da kam ein Nachmittag, an dem Menelis und Sigis Vater ins Dorf berufen wurden. Der Friedensrichter wollte versuchen, die entzweiten Parteien wieder einander zu nähern, daß sie sich die Hand zur Versöhnung reichten. Und da die Frauen auch in den Hader verwickelt waren, war es von Nöten, daß sie sich den Männern anschlossen.

Nun waren die Kinder allein. Sie wußten nicht, was sie anfangen sollten. Es war wohl jedem eine kleine Unterhaltung zugewiesen

worden. Das Meneli hätte im Garten jäten sollen. Sigi saß auf dem Bänklein vor dem Hause und machte Seifenblasen. Groß und in allen Farben leuchtend tanzten sie in die blaue Luft. Sigi schaute ihnen nach, bis sie zerplatzten und als kleines, unscheinbares Tröpfchen zur Erde fielen. Das wäre wohl schön gewesen, aber so ganz allein verlor das Spiel seinen Reiz. Sie mußten beieinander sein, um sich so ganz von Herzen freuen zu können. Auch das Meneli war nur halb bei seiner Arbeit. Immer und immer wieder schaute es auf und nach dem Oberbühl hinüber und verfolgte mit Sigi die leuchtenden Kugeln, die von einem sanften Lüftchen davongetragen wurden. Nein, es war heute nicht aufgelegt zum arbeiten. Es war auch gar zu schwül und drückend. So hielt es inne und rief seinem Gespielen: „Sigi!“

„Hast du mir gerufen, Meneli?“

„Was machst du?“

„Du siehst es ja. Ich habe Seifenschäum und mache Kugeln. O, die werden fein!“

„Soll ich dir helfen?“

„So komm herüber!“

Das ließ sich Meneli nicht zweimal sagen. Es packte seine Sachen zusammen und ging zum Sigi. Die Kinder waren glücklich, wieder einmal beieinander sein zu können. Sie hatten einander unendlich viel zu erzählen. Aber es war ihnen doch nicht ganz behaglich. Jeden Augenblick schauten sie um sich, ob sie nicht jemand sehe. „Weißt du was, wir gehen hinter unser Haus!“ sagte der Sigi. Meneli war gleich dabei. Dann fügte es leise hinzu: „Und ich weiß noch etwas viel Schöneres!“

„Was meinst du?“

„Wir gehen wieder einmal zusammen aufs Inselchen. Dort ist es kühl, und Wasser hat's auch nicht viel. Wir kommen trocken durch.“

Sigi befann sich einen Augenblick. Er wußte wohl, daß ihnen das Inselchen verboten war, und daß es auch sonst die Eltern nicht gerne hatten, wenn sie zusammen spielten. Aber der Vorschlag Menelis war zu verlockend, als daß er ihn zurückweisen konnte. Einlenkend meinte er: „Wir bleiben nicht lange dort. Wir schauen nur nach, ob auch noch alles so ist, wie wir's das letzte Mal verlassen haben. Du weißt doch: wir haben eine kleine Hütte gebaut und einen Stall daneben.“

„Und jetzt sind die Erdbeeren reif, und schöne, seltene Blumen blühen dort, viel schö-

nere, als wie sie jetzt in den Wiesen stehen," fuhr Meneli dazwischen.

Das waren ja prächtige Aussichten. Jetzt rannten sie hinunter nach der „wilben Gischä". Es dauerte nicht lange, so befanden sie sich wieder auf ihrem Inselchen. Sie sprangen hinauf und hinunter, guckten unter alle Bäume und suchten alle Ständlein ab nach Beeren aller Art. Ihre kleine Hütte stand nicht mehr. Nur traurige Trümmer lagen umher. Ein Wind mußte ihren Bau umgeweht haben. Auch der Stall lag am Boden.

„Weißt du was, wir bauen uns etwas Festeres, eine Burg, ein Schloß, nicht nur aus Ruten und Stecken und Blättern, nein, aus Steinen, aus wirklichen Steinen. Sie liegen ja überall in Haufen herum, wir brauchen sie nur zu nehmen," meinte Meneli.

Der Vorschlag leuchtete Sigi ein. Er sah jedoch wohl, daß das keine Kleinigkeit war, und sagte: „Das dauert aber lange. Wir werden heute nicht fertig damit."

„Vielleicht gehen wir noch ein ander Mal hin. Die Hauptsache ist: wir fangen grad an und verlieren keine Zeit. Zuerst suchen wir den Platz aus, wo die Burg hinkommen soll."

Die Kinder durchstreiften das ganze Inselchen und gelangten auf eine Anhöhe, von der aus man nach allen Richtungen sehen konnte. „Da bauen wir die Burg!" rief Sigi kurz entschlossen. „Wir könnten keinen bessern Platz finden. Von allen Seiten sind wir von Wasser umgeben, so wie es bei vielen alten Ritterburgen gewesen ist."

Meneli gefiel diese Erklärung Sigis. Nur wollte es sich noch vergewissern, ob es auch eine schöne Spinnstube bekam. Es hatte einmal in einer Geschichte gelesen, daß das Burgfräulein mit seinem Gefinde oft zusammensaß, die Mädchen schnurren ließ und ein Lied anstimmte.

„Die Spinnstube sollst du erhalten", versicherte es Sigi. „Dafür will ich aber auch einen Waffenfaal, wo die Rüstungen, die Schwerter und Hellebarden und Morgensterne aufgestellt werden. Und ein paar Schießscharten muß die Burg natürlich auch haben, daß wir aus gutem Versteck und Hinterhalt losknallen können, wenn der Feind uns überfallen will."

Die Kinder gerieten in einen mächtigen Eifer hinein. Sie bauten in Gedanken die Burg zu einem großen Wunderwerk und zu

einer Sehenswürdigkeit aus, die die Leute von weit her zu besichtigen kamen. Sigi trug mächtige Steine herbei. Meneli mußte ihm manchmal zu Hülfe kommen. Es ließ sich zwar nicht gerne stören. Denn es war am Beerensammeln, um dem Bauherrn so bald als möglich den Tisch zu decken.

Während dieser Arbeiten verfloß ihnen die Zeit, sie wußten nicht wie. Sie vergaßen auch ganz, was um sie her geschah. Sie übersehen, daß unterdessen am Himmel eine starke Veränderung vor sich gegangen war. Wolken waren heraufgestiegen und bildeten eine dicke, schwarze und unheildrohende Wand. Wie ein furchtbares Gebirge schob sie sich heran. Von der Sonne war schon eine Weile nichts mehr zu sehen. Ein lauter Wind hatte sich erhoben, er wuchs und wurde zum Sturm. Er schüttelte die hohen Buchen und Tannen, daß es rauschte und brauste durch den Wald. Manchmal krachte es in den Wurzeln, daß man meinte, sie vermöchten die dicken Stämme nicht mehr zu halten. Das alles war so schnell und unversehens gekommen, daß die Kinder erschrafen, da sie bemerkten, daß es nur noch wenige Minuten dauern konnte, bis das ganze Unwetter auf sie niederprasselte. Wenn sie talaufwärts blickten, zeigten vom Himmel herniederhängende Fäden an, daß dort oben der Regen bereits eingesetzt haben mußte. Wenn es nur beim Regen blieb!

Sigi schaute bekümmert drein.

Meneli war daran, in seine Schuhe zu schlüpfen, als ein zündheißer, furchtbarer Blitz unweit von ihm in die „wilbe Gischä" fuhr. Und nun knallte ein Donner hinterher, daß der ganze Wald darob zu erschauern schien. Die Kinder hielten sich fest aneinander, Meneli umklammerte beide Hände Sigis und zitterte wie ein Läublein. Nein, so ein Unwetter hatte es noch nie erlebt.

Wohin sollten sie fliehen? Nirgends war ein schützendes Obdach. Rechts und links züngelten die Blitze hernieder. Dort wurde eine mächtige, alte Eiche entzweigespalten. Sie barst mit einem furchtbaren Getöse und Krachen auseinander; der eine Teil neigte sich nach dem Wald, der andere über den einen Arm der „wilben Gischä". Die Kinder rannten beiseite, daß sie von den fallenden Ästen nicht erschlagen wurden.

„Weißt du was, wir stehen unter jene große Wettertanne, bis alles vorüber ist," schlug

Meneli vor. Aber Sigi warnte es: „Nein, der Vater hat manchmal gesagt: bei einem solchen Gewitter darf man nie unter einen Baum stehen, der Blitz könnte ihn treffen, und wir wären alle beide verloren.“

Wo mußten sie denn hin?

Die Kinder waren ratlos.

Da kam Meneli der Sinn an seine Eltern. Diese waren gewiß schon zu Hause, und was sagten sie, wenn sie es nicht daheim trafen? Die hatten gewiß auch Angst um es. O, daß sie doch oben geblieben wären! Wie schnell wär' es unter'm schützenden Dach gewesen! Und jetzt! Es war ja schrecklich. Und es wurde immer schrecklicher. Von einer andern Seite nahte ein zweites Gewitter. Die Wolken schossen wie Ungetüme gegeneinander. Blitz zuckte auf Blitz. Es war ein ununterbrochenes, ungeheuerliches Feuerwerken.

Sigi, der sonst keine Furcht kannte, verlor seine Fassung auch. Wie festgebannt blieb er mit Meneli auf dem gleichen Flecke stehen und ließ sich vom Unwetter umtoben. Manchmal schrieten beide Kinder laut auf.

Regen und Hagel peitschten wie toll über das Inselchen. Schlossen von Haselnußgröße kugelten über die Steine, die Sigi zu seiner Burg herbeigetragen hatte. Sie sprangen hoch auf, zerschlugen und wurden zu ansehnlichen Häufchen zusammengeblasen. Allmählich wurden sie kleiner. Um so unerbittlicher goß der Regen hernieder. In kurzer Zeit standen die Kinder bis auf die Haut durchnäßt. Meneli hatte keinen trockenen Faden mehr an sich. Sein blaues, dünnes Blüschchen klebte ihm an der Haut. Dann wurde es empfindlich kalt. Das Mädchen begann zu frösteln.

Aber was war das, das so unheimlich tobte und brauste, das wie mit schweren Rädern dahergedonnert kam, das so krachte und immer drohender in die Nähe rückte? Sigi stieß einen Schrei des Entsetzens aus. „Die wilde Gjscha kommt!“ rief er, und wirklich, sie kam. Als hätte sie weiter oben einen Damm gesprengt, schoß sie mit Hochwasser daher, mächtige Blöcke schob sie mit, ganze Bäume guckten aus den schäumenden Fluten. Da tauchte ein Brückengeländer auf. Jrgendwo weiter oben mußte die „wilde Gjscha“ eine Brücke losgerissen haben. Unerbittlich nahm sie mit, was in ihren Lauf geraten war, das hintere Stück eines Wagens, einen Tisch, einen Lattenhag, weiße Wäsche und farbige Tücher, dann folgte ein mächtiger

Block, der hinter sich die Wasser staute, eine riesengroße Buche wurde über sie hinweggeschleudert, als ob sie ein Streichholz wäre, Federn kamen dahergeschwommen, helle, schwarze, es konnte ein ganzer Hühnerhof sein, der von den heimtückischen Fluten der „wilden Gjscha“ ausgespült worden war.

Oben am Inselchen wurde die Gewalt des zum Strome angewachsenen Flusses gebrochen. Das Geschiebe wälzte sich zu beiden Seiten der Kinder zu Tal. Aber man wußte nicht, wie es noch kam. Wenn es nicht bald aufhörte, vermochte der mächtige Fels den Anstürmen des Wassers wie der mitgerissenen Stämme nicht mehr zu trotzen, er wurde selber aus seinem Lager gehoben, rollte über das kleine Eiland hinweg und nahm mit, was auf ihm war, die Sträucher, die Blume, die für die Burg zusammengetragenen Steine, die Kinder!

Sie schwebten in größter Lebensgefahr. Um Hülfe rufen nützte nicht viel. Jeder Laut ging im Getöse des Hochwassers unter. Dann dachte wohl auch niemand daran, daß sie hier unten zu finden wären.

Ein Glück nur, daß die zuckenden Blitze etwas nachließen. Die Donner rollten ferner. Aber sie rollten noch mit einer mächtigen Wucht den Himmel entlang. Der Boden zitterte.

Das Hochwasser wollte nicht fallen. Immer neue Trümmer wälzte es herbei, mit immer gefährlicherer Wucht schlug es an den einzig noch das Inselchen behütenden Felsen. Ein Augenblick konnte das Verhängnis herbeiführen, und die Kinder waren verloren. — — —

Es ging gegen Abend. Die Leute vom Oberbühl und vom Bachgaden waren auf dem Heimweg begriffen. Sie hatten sich nicht einigen können. Am unersöhnlichsten war Sämi Welti gewesen. Mehr als einmal hatte ihm der Hannes seine Hand hingestreckt. Er wußte, es war gescheiter, sie fanden sich wieder. Sie mußten doch nebeneinander leben, und es war zum Vorteil eines jeden, wenn sie sich vertrugen. So war er bereit, dem Frieden zulieb ein Opfer zu bringen. Aber sein Nachbar nahm es nicht an. Völl Ingrimms sah er ihm ins Gesicht, als ob er ihn mit seinen Blicken durchbohren wollte. Er beharrte darauf, daß ihm der Hannes eine namhafte Entschädigung zahle für allen Schaden, der ihm erwachsen war. Es mußte also zu einem Prozesse kommen. Der Richter hatte beide Parteien davor gewarnt.

„Prozessieren kostet Geld, das werdet ihr wissen.“

Sämi Welts hatte die Türfalle in die Hand genommen und gesagt: „Ich will mein Recht!“

Nun steuerten beide Parteien heimzu. Sie hatten wohl den gleichen Weg, vermieden es aber, nebeneinander zu gehen. Sämi Welts, der Bauer vom Bachgaden, stürmte mit seiner Frau voraus. Hannes Hauser folgte hinten nach. Auch er hatte es eilig. Denn das Gewitter stand drohend am Himmel. Er wollte, wenn möglich, noch unter Dach kommen, bevor es losbrach. Von Zeit zu Zeit schaute er nach den unheimlich geladenen Wolken und schüttelte dazu den Kopf. Wenn nur nicht noch Hagel draus würde! bangte er. Es könnte einen furchtbaren Schaden absetzen. Und dazu könnten noch die Kosten des Prozesses kommen!

Schlimme Aussichten!

Die Oberbühlbäuerin jammerte: „Hoffentlich ist die Magd so gescheit gewesen und hat im Haus alle Fenster geschlossen! Und wenn der Sigi nur auch zu Haus ist!“

Da zuckten die ersten Blitze. Die Oberbühlleute verdoppelten ihre Schritte. Just, als das Unwetter so recht mit Hagel einsetzte, erreichten sie die Scheune. Der Sturm schlug ihnen im Rücken die Türe zu, daß es krachte. Sie traten in die Stube und schüttelten ihre Kleider aus. Da kam die Magd aus der Küche und machte ein verstörtes Gesicht. „Der Sigi!“

„Was ist mit dem Sigi?“ fragte die Mutter.

„Wo steckt er?“ wollte auch der Vater wissen.

„Wenn ich es wüßte!“

„Und dieses Unwetter! Um des Himmels Willen! Es sieht ja immer furchtbarer aus.“ Die Mutter geriet in eine mächtige Aufregung.

Auch der Vater schien den Prozeß plötzlich vergessen zu haben. Durcheinander bestürmten sie das Rätterli, ihre Magd.

„Wo ist er denn gewesen, und was hat er gemacht?“

Auf dem Treppenbödelchen vor dem Haus ist er gewesen und hat Seifenblasen gemacht.“

„Und dann?“

„Dann habe ich ihn auf einmal nicht mehr gesehen. Ich mußte aufs Feld hinaus und dachte, ich dürfe ihn ruhig bei seinem Spiele lassen.“

„Ist er auch immer allein gewesen?“ fiel die Mutter wieder ein.

„Mir scheint, es habe ihm einmal jemand gerufen.“

„Wer könnte es gewesen sein?“

„Das Meneli!“

Der Vater trat näher herzu. „Es weiß doch, daß es nichts mehr bei uns zu suchen hat.“

„Sind sie trotzdem wieder beieinander gesteckt?“ hielt sich die Mutter auf. „Und dann, wohin sind sie miteinander gegangen?“

„Ich habe nichts gesehen.“

Das Gewitter nahm seinen Fortgang. Es war ein Wüten und Loben und Fegen und Peitschen zwischen Himmel und Erde, daß man glaubte, die Welt gehe unter.

„Wenn sie zusammen gewesen sind, das Meneli und unser Sigi, sollte eines in den Bachgaden, um sich zu erkundigen,“ schlug die Mutter vor.

„So gehe du!“ brummte der Vater.

Niemand hatte Lust hinüberzugehen, und doch mußte es sein. Dort allein konnten sie über den Sigi etwas erfahren. Freilich, sie mußten gewärtig sein, daß ihnen die Bachgadenleute die Türe vor der Nase zuschlugen. Aber sie wollten es in den Kauf nehmen. Wenn sie nur wußten, wo der Sigi war.

In diesem Augenblick wurde es taghell in der Stube, und gleich darauf dröhnte es über das Haus, daß alle Balken und Scheiben zitterten.

„Setzt hat es eingeschlagen!“ sagte der Vater.

„In die ‚wilde Gischal‘“ meinte die Magd und deutete in der Richtung nach dem Flusse.

Totenstill ward es in der Stube.

„Weißt du was, wir gehen zusammen hinüber!“ fiel die Mutter in bittendem Tone dazwischen.

„Gut, dann wollen wir keine Zeit verlieren.“

Hannes Hauser und seine Frau hüllten sich in dicke Mäntel und kämpften sich durch das Unwetter. Als sie vor dem Bachgaden standen, ging die Türe auf, und Jakob Welts, der Unversöhnliche, trat heraus. Er schien sehr erstaunt zu sein, seinen Nachbar auf dem Gebiet seines Hofes zu treffen. Aber mehr Angst als Born zeichneten seine Züge.

„Ich wollte just zu euch hinüber“, sagte er kurz.

Hannes Hauser traute seinen Augen nicht. Der Nachbar, der ihm im Dorfe unten noch vor

einer Stunde wütend den Rücken gefehrt hatte, war auf einmal auf dem Wege zu ihm!

Die Oberbühlbäuerin atmete leichter.

Die Angst um ihre Kinder öffnete allen die Herzen.

„Ja, ist etwa euer Meneli auch nicht daheim?“

Sämi Welti schüttelte erschrocken den Kopf. Da ging die Türe noch einmal auf. Frau Welti streckte den Kopf heraus und rief, vom Unwetter und der Angst um ihr Kind in fassungslöser Aufregung versetzt: „Kommt doch herein! Wir wollen beraten, was zu tun ist.“

Hannes Haufer und seine Frau beträten seit Wochen wieder das erste Mal die Stube ihres Nachbarn. Der Hader schien ausgelöscht. Der Domini, der Knecht im Bachgaden, mußte noch einmal berichten, was er wußte. So erzählte er denn, es sei ihm gewesen, er habe die beiden Kinder gesehen, wie sie nach der „wilden Gischä“ hinuntergingen. Es habe just drei Uhr geschlagen, und vom Gewitter habe man noch nichts gemerkt.

„Nach der wilden Gischä!“ jammerte Frau Haufer. „Und euer Ferdi?“

„Der Ferdi“, fuhr nun sein Vater weiter, „unser Ferdi ist grad vorhin hinuntergerannt, und ich hab' ihm gesagt, wir kämen gleich nach. Zu dreien, zu vieren können wir besser helfen, wenn's notwendig werden sollte.“

In Frau Haufer leuchtete ein Schimmer Hoffnung auf. Zum Ferdi hatte sie alles Zutrauen. Sie wußte, daß er ein kühner und unerschrockener Bursche war. Und er hatte Kraft und das Herz auf dem rechten Fleck. Wenn einer etwas ausrichten konnte, war es der Ferdi.

Aus dem Tale herauf kam ein Rauschen und Krachen.

„Die „wilde Gischä“ wütet, hört ihr's?“ fragte der Sämi Welti und öffnete ein Fenster.

„Wenn unsere Kinder aufs Inselchen gegangen wären!“ jammerte Frau Haufer mit zitternder Stimme, „und ich hab's doch dem Sigi so manchmal gesagt, es sei zu gefährlich.“

Der Bachgadenbauer stülpte sich einen Emballagesack über den Kopf, bot seinem Nachbarn einen gleichen an und sagte: „In Gottes Namen, wir wollen's wagen!“

Sie eilten hinaus, nahmen den Weg quer hinunter mitten durch die Wiesen und steuerten dem Flusse zu. Die Frauen schauten ihnen nach. Sie schrakten zusammen, wenn die Män-

ner plötzlich durch einen hellen Blitz erleuchtet wurden, sie atmeten auf, wenn der Strahl nirgends gezündet und der Donner ausgetobt hatte. Nun entschwanden die Väter ihren Blicken, und die Mütter warteten mit Bangen auf die Berichte, die ihnen verheißen waren. Die Zeit wollte nicht vergehen. Sie glaubten, es sei schon eine Ewigkeit verstrichen, und immer hatte ihnen noch niemand ein Zeichen gegeben. So malten sich die beiden Frauen in ihren Ängsten die furchtbarsten Schreckensbilder aus. Sie wußten wohl, wie die „wilde Gischä“ wüten konnte, wenn sie entfesselt war. Mehr als einmal hatte sie große Verheerungen angerichtet. Auch Menschenleben waren ihr schon zum Opfer gefallen.

Nein, es war nicht auszudenken, wenn man sich alles vorstellte! — —

Die Bauern vom Bachgaden und Oberbühl eilten klopfenden Herzens dem tosenden Strome zu. Jetzt standen sie am steilen Abhang und blickten in die Vermüstung, die der tobende Fluß schon angerichtet hatte. Und es hörte nicht auf. Immer neue Blöcke und Lannen und Balken wälzte er herbei. Es war, als ob ein mächtiges Erdbeben das ganze Bett in Aufruhr gebracht hätte.

Aber wo waren ihre Kinder, das Meneli, der Sigi und der Ferdi? Kein lebendes Wesen war in diesem Durcheinander von Wasser und Schaum und Steinen zu erkennen. Und wo war das Inselchen? Man kannte sich nicht mehr aus. Neue waren entstanden, das alte schien verschwunden zu sein.

„Dort, dort!“ rief auf einmal der Hannes und zeigte mit der Rechten hinunter in den Fluß. „Dort auf dem großen Felsen bewegt sich etwas!“

Sämi Welti gab sich Mühe, der Richtung zu folgen, die ihm sein Nachbar bezeichnete.

Wahrhaftig, nun sah auch er etwas. Aber, was war es? Wer war es? Es schien nur ein einziges menschliches Wesen zu sein, das die Arme ausstreckte, aber bald wieder verzweifelt einzog.

War es das Meneli?

War es der Sigi?

Die Herzen der hangen Väter drohten zu stocken.

„Nein, es sind doch zwei!“ rief der Hannes. „Ich vermag es deutlich zu erkennen. Es sind doch zwei. Aber sie haben sich so eng aneinan-

der geklammert, daß man sie kaum unterscheiden kann.“

Der Bauer vom Oberbühl mit seinen Sperberaugen behielt zum Glück recht. Jetzt erkannte auch Sämi Welte, daß es zwei verschiedene Körper sein mußten. Aber sein Meneli vermochte er doch nicht deutlich zu unterscheiden. Mit aller Kraft hielten sich die Kinder an einem Stamme fest, der noch sichern Grund hatte. Solang er noch stand, hatten auch die Kinder guten Halt. Aber man wußte nie, was der nächste Augenblick brachte. Manchmal war es, als ob das Hochwasser sinken wollte. Die Wogen kamen nicht mehr so wild daher, aber handkehrum führten sie wieder mit furchtbarem Getöse eine neue Ladung Schutt, und wenn jeweilen eine Lanne mitten durch gebrochen wurde, gab es einen grausamen Schuß, und der Baum ächzte, daß es den verzagenden Zuschauern durch Mark und Bein ging.

Es schien eine Unmöglichkeit zu sein, daß die Kinder aus ihrer furchtbaren Lage befreit werden konnten. Auch Ferdi mußte vorübergehend das Rettungswerk aufgegeben haben. Unten am Rande der „wilden Gifcha“ stand er und lauerte auf einen Augenblick, da ihm zwei Blöcke ein Sprungbrett bildeten, daß er zu den schreienden Kindern gelangen konnte. Aber er wartete vergebens von einer Minute auf die andere. Und wie er, warteten oben die Väter und hofften, es möchte ihm doch noch gelingen. Sollten sie versuchen, ans Wasser hinunter zu gelangen? Aber, wenn der Ferdi nichts ausrichten konnte, wie viel weniger kamen sie ans Ziel, die sie doch nicht mehr so flink und gewandt waren wie der junge Bursche.

Da hob ein neues, noch tollereres Donnern an. Die Männer schauten gespannt, was sich in der nächsten Sekunde wohl abspiele. Die „wilde Gifcha“ brachte eine neue Sendung glattgeschundener Baumstämme. Sie prallten am großen Felsen auf, ganz nahe, wo die Kinder standen, und nun wurden sie von der Wucht der Wasser wie eine Brücke zwischen das Ufer und das Bollwerk des riesigen Blockes gelegt.

Was jetzt geschah, war das Werk weniger Augenblicke. Die beiden Nachbarn hielten den Atem an. In einem kühnen Sprung sahen sie den Ferdi die Höhe dieser Zufallsbrücke gewinnen. Er turnte hinüber und stand bei den Kindern. Da nahm er den Sigi unter den linken, sein Schwesterchen unter den rechten Arm und balancierte über die Stämme zurück.

Am sichern Ufer setzte er sie zu Boden, rieb sich das Haar aus der Stirne und atmete auf.

Erst jetzt fanden die Bauern wieder Worte. Hannes Hauser streckte seinem Nachbar die Hand und sagte: „Jetzt hat dein Ferdi beide in einem Mal gerettet! Ich weiß nicht, wie ich ihm für seinen tollkühnen Sprung danken soll.“

Den Bauer von Bachgaden erfüllte ein mächtiges Gefühl der Genugtuung. Nein, das hätte er selber nicht geglaubt, daß der Ferdi so etwas fertig brächte! Er war wohl immer ein guter Turner gewesen und hatte auch weitem dafür gegolten, aber um ein solches Wagnis so glücklich zu Ende zu führen, brauchte es noch mehr.

Die Bauern kehrten dem unseligen Lauf der „wilden Gifcha“ den Rücken. Sie beeilten sich, die frohe Botschaft nach Hause zu bringen. Der Alp war von ihrem Herzen gewichen. Sie fühlten sich leichter. Freude und Sonne traten auf ihre Gesichter. Ihre Kinder, die schon halb in der grausamen Gewalt der tobenden Elemente untergegangen, waren ihnen wieder geschenkt. Und Ferdi hatte das Kunststück fertig gebracht! Noch einmal schüttelte Hannes seinem Nachbar die Hand, und dieser sagte, indem ein Lächeln über seine Züge ging: „Es geht grad in einem, daß wir wieder Frieden machen.“

Hannes Hauser's Augen leuchteten. „Es ist mir schon recht“, sagte er, von einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit durchflutet. „Ich kann dir sagen, es ist mir nie recht wohl gewesen bei diesem Streit, und ich meinte immer, wir sollten uns wieder finden. Nun ist es gelungen, und daß du mir in dieser Stunde die Hand wieder hingestreckt hast, das werde ich dir Zeit meines Lebens nicht vergessen.“ — —

Die Frauen waren erstaunt, als sie sahen, wie ihre Männer so einträchtiglich miteinander plaudernd die Matten herauf kamen. Sie taten nicht übel daran, das als ein gutes Vorzeichen zu nehmen.

Nun traten die Bauern zusammen in die Bachgadenstube. „Sie kommen!“ das war der Gruß, den sie ihren Frauen entboten. Nun hob ein Erzählen an, das in alle Einzelheiten ging. Kein Name wurde so oft genannt wie derjenige Ferdis. Frau Welte war von einem rechtschaffenen Stolz erfüllt, daß sie einen solchen Buben hatte.

Die Männer und Frauen waren noch mitten im Gespräch, da hörte man Tritte, feste, schwere. „Der Ferdi kommt!“ rief die Mutter und

machte die Türe weit auf. Und wirklich, er trat zu ihnen in die Stube und führte zur Linken sein Schwesterchen, zur Rechten den Sigi. Die Kinder kamen wie zwei halbtote Vögelchen daher, sie schleppten sich mühsam fort und zitterten an allen Gliedern. In ihren Ohren schäumte und tobte noch die „wilde Gischä“. Vor ihren Augen gaukelten seltsame Bilder, ihr Herz klopfte laut, sie konnten es immer noch nicht glauben, daß sie gerettet waren.

Sie hatten nicht den Mut, ihren Eltern in die Augen zu schauen. Sie wußten zu gut, wie sehr sie heute gefehlt hatten. Um so wohler tat es ihnen, daß weder Vater noch Mutter darauf zu sprechen kamen. Ja, statt der Schelte wurden sie von ihren Eltern in die Arme geschlossen und in warme Decken gehüllt.

Der glücklichste von allen aber war heute doch Ferdi. Es war ihm, als ob er Flügel bekommen hätte. Er wußte selbst nicht, wie's eigentlich zugegangen war. Er hatte nur gefühlt, wie ihn unten auf einmal eine ungewöhnliche Kraft durchflutete, und schon war er drüben gewesen und wieder zurück.

Inzwischen war die Nacht eingebrochen.

„Nun müssen wir aber heim“, sagte Frau Hauser und erhob sich. Sie nahm den Sigi zu sich und winkte ihrem Manne.

„Muß es schon sein?“ fragte Frau Welti.

Hannes Hauser ging voran und blieb noch einmal stehen vor dem Haus. Er trat an den Brunnen und hörte ihm zu, wie es aus der vollen Röhre quoll und in den Trog plätscherte. „Jetzt haben wir wieder genug Wasser“, sagte er und wandte sich seinem Nachbarn zu.

Und der Bachgadenbauer meinte: „Das Gewitter, so ungemütlich es getobt hat, ist noch ganz heilsam gewesen.“

„Du hast recht“, sagte Hannes Hauser. „Das Schönste aber, das es uns gebracht hat, ist doch der Frieden.“

Damit wünschte er allen noch einmal „gute Nacht“ und schritt nach dem Oberbühl hinüber. Zur Linken führte er die Mutter, zur Rechten den Sigi. Der Himmel war klar geworden. Unzählige Sterne glitzerten. Der Lärm der „wilden Gischä“ war verhallt. Friede herrschte überall, in allen Tälern und in allen Herzen.

Das Glöcklein.

Er steht an ihrem Pfühl in herber Qual,
Den jungen Busen muß er keuchen sehn —
Er ist ein Arztl. Er weiß, sein traut Gemahl
Erblaßt, sobald die Morgenschauer wehn.

Sie hat geschlummert: „Lieber, du bei mir?
Mir träumte, daß ich auf der Alpe war,
Wie schön mir träumte, das erzähl' ich dir —
Du schickst mich wieder hin das nächste Jahr!

Dort vor dem Dorf — du weißt den moos'gen Stein —
Saß ich, umhallt von lauter Herdgetön,
An mir vorüber zogen mit Schalmei'n
Die Herden nieder von den Sommerhö'h'n.

Die Herden kehrten alle heut nach Haus —
Das ist die letzte wohl? Nein, eine noch!
Noch ein Geläut klingt an und eins klingt aus!
Das endet nicht! Da kam das letzte doch!

Mich überflutete das Abendrot,
Die Matten dunkelten so grün und rein,
Die Firne brannten aus und waren tof,
Darüber glomm ein leiser Sternenschein —

Da horch! ein Glöcklein läutet in der Schlucht,
Verirrt, verspätet, wandert's ohne Ruh,
Ein armes Glöcklein, das die Herde sucht —
Aufwacht' ich dann und bei mir warest du!

Ach, bring mich wieder auf die lieben Hö'h'n —
Sie haben, sagst du, mich gesund gemacht . . .
Dort war es schön! Dort war es wunderschön!
Das Glöcklein! Wieder! Hörst du's? Gute Nacht . . .“

C. F. Meyer